

Die Masche

Rap Der Jurastudent Felix Blume aus Hessen tritt als Kollegah auf und rappt Zeilen, die aus dem Fundus der Antisemiten stammen. Sein Erfolg ist bedenklich, dass er den Echo bekam, ein Skandal.



FRANK HOENSCH / REDHERNS / GETTY IMAGES

Hip-Hopper Kollegah: Rappt auch vom »Hurensohn-Holocaust«

Es war eine kurze Songzeile, die in den vergangenen Wochen gleich mehrere Debatten befeuerte und über die sich unter anderem das Internationale Auschwitz Komitee entsetzt zeigte, eine Zeile, die aus einem Vergleich besteht, der die Folgen körperlicher Selbstoptimierung und unmenschlicher Qualen auf eine schiefe Ebene stellt, die Grenzen des guten Geschmacks empfindlich überschreitend: »Mein Körper definierter als von Auschwitz-Insassen.«

Die Zeile stammt aus dem Song »0815« des Hip-Hoppers Kollegah und seines Kollegen Farid Bang, der die Zeile rappte. 2017 veröffentlichten sie ihn auf einer XXL-Version ihres gemeinsamen Albums »Jung, brutal, gutaussehend 3« (»JBG 3«). Das Album war nominiert für einen der wichtigsten deutschen Musikpreise, den Echo, in der Kategorie »Hip-Hop/Urban National«. Nominiert werden hier automatisch die erfolgreichsten Alben. »JBG 3« hatte sich 2017 besser verkauft als andere

deutsche Hip-Hop-Alben, inzwischen über 200 000-mal, also stand es auf der Liste. Doch es war auch eine Fachjury, die entschieden hat, dass »JBG 3« am Ende den Preis gewann – trotz der den Holocaust verharmlosenden Zeile.

Schon im Vorfeld der Verleihung hatte die Zeile Fragen aufgeworfen: Müsste man Kollegah und Farid Bang nicht die Nominierung entziehen? Müsste man nicht ihren Auftritt beim Echo, der auf den Holocaust-Gedenktag in Israel fiel, absagen? Die Echo-Verantwortlichen entschieden sich gegen beides. Nach dem Echo gaben daraufhin einige Künstler ihre Preise zurück, Marius Müller-Westernhagen etwa, der alle seine Echos nicht mehr haben wollte, oder der Pianist Igor Levit (siehe Interview). Und mit alledem kam noch eine andere Frage wieder auf, mit der in den vergangenen Jahren schon viele journalistische Texte überschrieben waren – in der Art: Hat der deutsche Hip-Hop ein Antisemitismusproblem?

Spricht man über ein Auto, sollte man erst klären, ob es sich um einen SUV mit dickem Auspuff oder ein Elektroauto mit Ladekabel handelt. Deutscher Hip-Hop jedenfalls ist inzwischen, lange nach seinen ersten Erfolgen in den Neunzigerjahren, zu einem vielseitigen System gewachsen. Das zeigt sich zum Beispiel am Umgang mit Genderfragen: Es gibt zwar einen männlich bestimmten sexistischen Zweig, aber auch Rapperinnen wie das Duo SXTN, die eigentlich herabwürdigende Ausdrücke wie »Fotze« rückerobern und umdeuten. Es gibt im deutschen Hip-Hop jüdische Rapper wie Spongebozz, der ebenfalls für den Echo nominiert war, und es gibt Anti-Antisemitismus-Hymnen wie »Beate Zschäpe hört U2« der Politrapper Antilopen Gang.

Grenzüberschreitungen sind in einigen Zweigen des Hip-Hops, etwa dem Gangsta-Rap, der Ende der Achtzigerjahre unter anderem von der US-Gruppe N.W.A (»Fuck tha Police«) ins Leben gerufen wurde, auch in der deutschen Spielart wichtige Elemente dieser Form. Gangsta-Rap speist sich vorwiegend aus einem Protest der Marginalisierten oder jener, die sich als solche empfinden, gegen bürgerliche Normen. Er feiert gern mal das, was verpönt ist oder verboten. Hier zählt Provokation; ein Ausdruck des Aufbegehrens, der nicht neu ist, sondern eine Tradition in der Popkultur hat: Rock, Punk, Techno.

Wie passt nun der Rapper Kollegah in all das hinein?

Kollegah heißt mit bürgerlichem Namen Felix Blume, ist 33 Jahre alt, Sohn eines Kanadiers und einer Deutschen. Die Eltern ließen sich scheiden, als er 6 war. Er wuchs im Hunsrück auf, bei seiner Mutter, die als Putzfrau arbeitete. Mit 15 konvertierte er zum Islam, inspiriert von seinem

Stiefvater, der ihm den Spitznamen »Kollegah« gab. Er machte das Abitur und begann ein Jurastudium in Mainz.

Blume rappt seit fast 15 Jahren. Seine Musik ordnet er selbst dem Battle-Rap zu, einer Form, bei der es darum geht, mit Sprachgewalt Gegner zu dissen; allein auf »JBG 3« fallen über 30 Namen gedissster Personen. Der Diss, die Beleidigung, die Provokation, in Kollegahs Rollenprosa zählt sie sehr viel, er teilt aus wie kaum ein anderer Rapper und hat damit Erfolg: Seine letzten vier Alben waren Nummer-eins-Platzierungen. Blume sagte von sich mal, er sei ein »Selfmademillionär« und ein »Vorbild«. Sein Geld hat er, der seinen Bizeps gern vor der Kamera zeigt, auch mit einem Fitnessprogramm verdient, der »Bosstransformation«, die man online buchen kann.

Zum Muskelimage passt sein Sound, der oft derb und schnell ist, Kollegah ist auch für seine Raptechnik berühmt. Seine Texte handeln vor allem von Kollegahs Erfolgen, seiner überbordenden Fitness, von einem grenzüberschreitenden Umgang mit Gewalt und Sex (»Dein Chick ist 'ne Broke-Ass-Bitch, denn ich fick' sie, bis ihr Steißbein bricht«), von Drogen und Reichtum, oft versehen mit sogenannten Punchlines, pointierten Zeilen, auch als Wortwitz (»Dein Tape gibt's nicht bei Amazon, sondern bei ArmerNuttensohn«). In seinem Werk bedient er sich dabei Codes, die im Hip-Hop nicht neu sind. Zwar pocht er auch mal auf das, was in der Szene »Realness« heißt, aufs »Wirklichsein«, darauf also, dass seine Geschichten glaubwürdig seien (etwa in »Alpha« oder »Genozid«), obgleich oder gerade weil ihm, dem Jura-

studenten, ein Mangel an Realness in der Szene vorgeworfen wurde. Aber er rappt natürlich nicht über seinen Angstschweiß beim Büffeln von Paragrafen des Strafgesetzbuchs, sondern provoziert in der Tradition des Gangsta-Rap: Er feiert das Verbotene. Charakteristischer als Realness ist für Kollegah die theatralische Überszenierung, das Auftreten als ein fast ins Groteske gezeichnetes, hypermaskulines Super-Alter-Ego. In dieser Rolle ist er der »Boss«, ein starker Anführer, etwa im Song »Hardcore« auch »Imperator« und »Diktator«, besser als die anderen, in jedem

Weil er es versteht, maximal zu provozieren, ist er auch so erfolgreich bei Jugendlichen.

Fall. Und besser kann vieles heißen: erfolgreicher, männlicher, muskulöser, aber auch krasser dissend, menschenverachtender. In »0815« zum Beispiel gegen Rapper wie Bushido oder Sido, aber auch in Bezug auf Frauen. »Du bist Boss«, heißt es in Kollegahs gleichnamigem Song, »... wenn du all die Blicke siehst der Menschen, doch kein' Fick gibst, was sie denken.«

Die Ausschwitz-Zeile aus »0815« nun ist nicht die erste eines Kollegah-Songs, die den Holocaust verharmlost. In anderen Songs rappt er von der »Endlösung der Rapperfrage« oder von einem »Hurensohn-Holocaust«, er nutzt auch dieses Vokabular des Horrors, um zu dissen. Oder

er lässt in seinem Song »Sanduhr« den Rapper Favorite zu Wort kommen, der sich der Theorie von einer angeblichen jüdischen Weltverschwörung bedient: »Ich leih dir Geld, doch nie ohne 'nen jüdischen Zinssatz, äh, Zündsatz.« Wie die ARD-Dokumentation »Die dunkle Seite des deutschen Rap« aufzeigt, die einen Einblick in antisemitische Tendenzen in der deutschen Hip-Hop-Landschaft gibt, kämpft Kollegah in seinem Video zu »Apokalypse« etwa gegen den Diener des Teufels – und der trägt einen Ring mit Davidstern. Das Böse wird als jüdisch markiert. Ähnliche Tendenzen klingen in unterschiedlichen, in jedem Fall mit Genauigkeit zu begutachtenden Formen auch bei Rappern wie Bushido oder Haftbefehl an.

Es ist also nicht so, dass die Zeile aus »0815« ein Einzelfall wäre. Und doch streitet Kollegah selbst den Vorwurf des Antisemitismus ab, sagt von sich, er sei »kein Rassist«. Im Zuge der vor dem Echo geführten Debatte postete er auf Facebook: »Ab jetzt auf Lebenszeit freier Eintritt auf jedes Konzert für alle unsere jüdischen Freunde!« Eine größenwahnsinnig, fast irre anmutende Geste, um zu zeigen, dass er kein Antisemit sei.

»Ich sehe bei Kollegah schon eine Masche am Werk«, sagt Professor Uffa Jensen vom Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung. »Eine Masche, mit der er Geld verdient. Er spielt immer wieder auf antisemitische Versatzstücke an und entschuldigt sich dann hinterher scheinheilig. Er versucht sehr geschickt, Aufmerksamkeit zu generieren mit solchen Textzeilen, die sicher auch auf ein bisschen fruchtbaren

Musik Der Pianist Igor Levit über die Gründe, die ihn zur Rückgabe seines Echo Klassik bewegten

»Diese Worte sind Gift«

Nach dem Echo für die Rapper Kollegah und Farid Bang gab eine Reihe von Musikern aus Protest gegen die Entscheidung ihre Echos zurück. Darunter der deutsch-russische Pianist Igor Levit, 31, der 2014 mit dem Echo Klassik ausgezeichnet worden war.

SPIEGEL: Herr Levit, wieso haben Sie den Echo zurückgegeben?

Levit: Weil sich die Echo-Verantwortlichen mit ihrer Entscheidung, eine moralische Entgleisung zu ehren und sie dadurch zu legitimieren, in eine Ecke gestellt haben, mit der ich nichts mehr zu tun haben möchte. Diese Worte in dem Song sind Gift. Ganz einfach.

SPIEGEL: Sie haben auf Twitter geschrieben, die Vergabe des Echo an Kollegah und Farid Bang sei auch ein »Ausdruck für den derzeitigen Zustand unserer Gesellschaft«. In welchem Zustand befindet sich die Gesellschaft denn?

Levit: In einem Zustand, in dem seit Jahren Konsens verschoben wird. Grenzen, über die man sich einig war, die nicht überschritten wurden, werden zerstört: Du trittst den Holocaust nicht mit Füßen; aus welchen Gründen auch immer. Der Echo ist ein Symptom. Dass sich die Verantwortlichen so haben gehen lassen, ist unerträglich. Und die haben einen Ethikbeirat: Was macht der eigentlich beruflich?

SPIEGEL: Was hätte der Beirat aus Ihrer Sicht leisten müssen?

Levit: So ein Beirat muss auch die Größe besitzen zu sagen: Ja, wir sind ein kommerzieller Verein, aber wir sind auch verantwortlich für gesellschaftliches Klima. Wenn die Echo-Verantwortlichen das nicht sind, dann sollen sie es sagen. Dann sollen sie sich aber auch nicht das Label »Kultur« auf die Stirn kleben. Interview: Jurek Skrobala



Künstler Levit

GREGOR HOHENBERG / SONY CLASSICAL

Das sind wir

Serien Gibt es guten Kitsch? Die amerikanische Serie »This Is Us« erzählt die Sorgen einer Mittelschichtfamilie.

In der Rolle des Bösewichts: das Leben selbst. *Von Lothar Gorris*

Boden unter Jugendlichen, gerade mit einem muslimischen Hintergrund, fallen.«

Kollegah rappt sexistische Zeilen und streitet auch mal ab, sexistisch zu sein. Kollegah rappt homophobe Zeilen und streitet auch mal ab, homophob zu sein. Kollegah verschafft sich so, durch den Bruch im Bruch, mehr Aufmerksamkeit als nur durch das schlichte Brechen eines Tabus: Er provoziert, erhitzt die Gemüter, um im Anschluss zu sagen, er sei kein Antisemit, womit er die Gemüter, die noch nicht abgekühlt sind, erneut erhitzt, und Kollegah bleibt im Gespräch. Gerade weil er es versteht, maximal zu provozieren, ist er auch so erfolgreich bei Jugendlichen, die, fasziniert von so viel Grausamkeit, von so viel Frei-Schnauze-Frechheit oder von einem »Endlich sagt's mal einer«, auf den Schulhöfen seine Videos herumzeigen.

Kollegahs Rap ist Rollenprosa. Nur darf das nicht verdrängen, dass ein selbst ernanntes »Vorbild«, das zur Show zündelt, eben auch riskiert, Feuer zu entfachen, die gefährlich werden können; je nachdem, wie systematisch es zündelt, wie stark sich gewisse Fans mit diesem Vorbild identifizieren und wie sie letztlich deuten, was er verbreitet. »Das ist das, was Jugendliche hören, und was dann eben auch zu diesen Ausbrüchen von Mobbing an Schulen gegenüber jüdischen Mitschülern führt«, sagt der Forscher Jensen. »Da würde ich schon auch Leute wie Kollegah anprangern.«

Die Echo-Debatte um Kollegah ist auch ein Anlass zu prüfen, was gegenwärtig als normal gilt, wo die Gesellschaft Grenzüberschreitungen ahndet und wo nicht: Kollegahs millionenfach gestreamte, stellenweise brutal sexistische Poesie hat nicht zu einem Eklat geführt, der mit jenem von vor ein paar Wochen vergleichbar wäre, den ein in den Fünfzigerjahren geschriebenes Gedicht an einer Berliner Hauswand ausgelöst hat. Und zumindest merkwürdig ist, dass die Auschwitz-Zeile aus »0815« recht lange nahezu unbemerkt blieb. »JBG 3« erschien bereits am 1. Dezember vergangenen Jahres und feierte sofort große Erfolge. Die späte Debatte wirft die Frage auf, ob aufseiten bestimmter Hörer in Deutschland, der Kritiker, der Fachjury beim Echo, eine Abstumpfung stattgefunden hat im Hinblick auf lange Undenkbares: die Verharmlosung des Holocaust.

Am Donnerstag wurde bekannt, dass die Plattenfirma BMG die Zusammenarbeit mit Kollegah und Farid Bang vorerst ruhen lässt. Jurek Skrobala

Twitter: @Skrobala

Video
So klingt Kollegah

spiegel.de/sp172018kollegah
oder in der App DER SPIEGEL



Das Licht hat diesen milchigen Gelbstich eines heißen Sommertags. Die Luft riecht nach Sonnencreme, nach Ketchup und ein wenig Chlor. Das Wasser im Schwimmbecken wirft kleine Sterne in den Nachmittag. Kühltasche, Sandwichs, fünf Liegen direkt am Pool, das ist Jacks Plan für den perfekten Tag im Freibad. Die Kinder können Spaß haben, die Frau kann ein Buch lesen und er den Kümmerer geben. Aber wer sagt, dass immer alles einfach ist? Nichts ist einfach. Eine Familie nicht. Und das Leben sowieso nicht.

Da ist Kate, sieben Jahre alt wie ihre beiden Brüder. Kate, die süß und smart ist, aber allzu gern isst. Babyspeck, sagt Jack, der Vater. Und die gemobbt wird von ihren Schulfreundinnen im Schwimmbad, weil sie ihnen peinlich ist in ihrem neuen Bikini. Da ist Randall, das adoptierte schwarze Findelkind, das der Zufall in ein weißes Vorortleben geworfen hat, und das früh ahnt, dass es in dieser Welt nicht so normal ist wie die anderen, auch wenn die Eltern so tun, als ob; was schon damit anfängt, dass die Frage, ob der Junge nun Sonnencreme braucht oder nicht, noch nicht abschließend beantwortet ist. Er hat einen Notizblock dabei, in dem er eine Strichliste führt für jeden Menschen mit schwarzer Haut, den er kennenlernt. Und da ist Kevin, das dritte Kind, das plötzlich vor den Eltern steht, klein, zitternd, schreiend, das Wasser und die Tränen aus den Augen wischend, weil es sich unbeachtet ins Tiefe wagte und sich selbst vor dem Ertrinken rettete: »Ihr seid nur damit beschäftigt, dass Kate nicht zu viel isst. Und Randall sich nicht zu adoptiert fühlt. Aber wo bleibt Kevin?«, fragt Kevin. »Ratet mal: Er ist tot.«

Wahrscheinlich gibt es auf die kleinen Alltagsdramen nur dieselbe Antwort wie auf die großen Katastrophen des Lebens. Jack, der einen Tyrannen zum Vater hat und nun alles besser machen will, Jack, der in Vietnam war und ein Alkoholproblem hat, ist wild entschlossen, den Kampf um seine Familie und ein gutes Leben zu führen. Was nichts anderes heißt, als im Labyrinth der volatilen Launen, der kleinen und der großen Dramen einfach immer weiterzumachen. Everything is going to be okay. Alles wird gut. Was denn sonst?

Die Episode im Freibad wird in der vierten von bisher 36 Folgen der amerikanischen Serie »This Is Us« erzählt. Sie spielt

an einem Julitag im Jahr 1988, wir sind in Pittsburgh, Pennsylvania, bei den Pearsons, einer amerikanischen Mittelschichtfamilie.

Ein Tag nur in der Chronik der Familie, die sich über Jahrzehnte hinwegspannt und vom ganzen großen Leben erzählt, davon, wie Menschen zu dem wurden, was sie sind. Von ihrem Leid, von den Zweifeln und auch von den Momenten des Glücks. Davon, wie Vergangenheit und Gegenwart sich nicht voneinander trennen lassen. Weißt du noch, damals, im Freibad? Kates Bikini, Randalls Notizblock, Kevins Wutanfall? Und wie sich die großen Lebens-themen dieser Kinder andeuteten? Wie man das alles gleichzeitig ahnte und runterredete? Und auf Sorgen keine andere Antwort weiß als: Everything is going to be okay. Alles wird gut.

Man muss nicht lange drum herum-schreiben: »This Is Us« ist Kitsch. Ein Tearjerker, wie man das in Amerika nennt. Ein Tränenzieher. Aber so ziemlich das Beste, was das goldene Zeitalter des Fernsehens in den letzten Jahren hervorgebracht hat. Vielleicht auch weil Zeiten wie diese eher Kitsch als Zynismus brauchen.

Die großen Serien des goldenen Fernsehzeitalters erzählten bislang andere Geschichten. »Breaking Bad« beispielsweise ist auch eine Art Familienchronik, aber sie handelt von einem Chemielehrer und Familienvater, der an Krebs erkrankt, einen Drogenhandel aufzieht und zum Monster wird. Nichts wird gut in »Breaking Bad«, sondern alles nur noch schlimmer.

In »This Is Us« ist niemand böse. Jack und Rebecca und ihre Kinder, sie alle nerven, stehen sich selbst im Weg, man möchte ihnen manchmal zurufen, dass sie sich endlich zusammenreißen sollen, aber sie sind keine Schurken, sondern das Leben selbst ist der Schurke, mit seinen Gemeinheiten, Tücken, Überraschungen und den Verwüstungen, die es in uns anrichtet. »Breaking Bad« ist eine Dystopie der Verzweiflung und der Wut, eine gewalttätige Rebellion gegen die Krankheit und die Welt, »This Is Us« ist eher eine Therapie.

15 Millionen Menschen haben sich in den vergangenen zwei Jahren die Serie im amerikanischen Fernsehen angeschaut. Sie wurde für zahlreiche Emmys und Golden Globes nominiert, im März endete die zweite Staffel, im Herbst beginnt die dritte, die bisherigen Folgen werden bei Amazon